

Humoristische von Heiber von Schlicht.

Der erste Liebhaber und zugleich Bon-
vivant des Stadttheaters in der kleinen
Pogonitschstadt H. hatte heute sein
Veh. h. Nur wer die Theaterverhält-
nisse in einer kleinen Stadt kennt, weiß,
wie viel Hoffnungen an solchen Abenden
getnüpft werden. Die Gage ist so ge-
ring, daß sie kaum zum Sattmachen
reicht, selbst in den kühnsten Träumen
kann Keiner daran denken, auch nur
einen Groschen für schlechte, engage-
mentlose Zeiten zurückzulegen. Auf
der Bühne Fürsten und Könige in mehr
oder weniger glänzenden Gewändern,
im Leben arme Teufel, die häufig tages-
lang von trocken Brot und Wasser
leben — so leben sie in der Welt des
Scheins und Seins. Man braucht da
wirklich kein Bescheidener zu sein, um
mit der Gage nicht zu rechen, man ge-
rath in Schulden, und die einzige Hoff-
nung, diese bezahlen zu können, ist das
Benefiz. Wie viel Hoffnung schließt
dieser Abend in sich, aber auch wie viel
bittere Enttäuschungen — wie werde ich
es verpassen, daß in der kleinen Stadt,
in der ich lebe, die erste Liebhaberin
einmal an ihrem Ehrenabend fünf-
zwanzig Pfennig ausgezahlt erhielt —
eine Tragik, die einer gewissen Komik
nicht entbehrt.

Ein so trauriges Resultat brauchte
der erste Liebhaber Keimers nur nicht
zu befürchten, denn er war ein wirklich
guter Schauspieler und, was noch mehr
werth war, die Schwärmerin lämmel-
licher jungen Damen. Er war ein
großer, hübscher Mensch von schlanker,
eleganter Figur, mit einem jugend-
lichen, frischen Gesicht, mit schmacht-
enden, dunkeln Augen und dichten blon-
den Locken. Alles an ihm war hübsch,
nur eins war häßlich, das waren seine
Stiefel, die waren zu lang geworden,
viel zu lang und leider auch zu breit.
Er verfuhrte dieses Leibel dadurch zu
verbergen, daß er stets Beinkleider
trug, die sehr weit auf den Fuß fielen,
in Salonrollen ging es, aber wenn er
einmal in hohen Reitstiefeln erschei-
nen mußte, war der Anblick seiner
Fortbewegungsorgane weniger schön.
Niemand wäre die Größe seiner Stiefel
auch weniger aufgefallen, wenn er an-
dere Stiefel getragen hätte; er besaß
nur ein einziges Paar, die er stets vor-
wühl auf der Straße wie auf der
Bühne trug, es waren Knöpfstiefel aus
gewöhnlichem Leder mit breiter, sehr
langer Laßspitze. Knöpfstiefel machen
bestimmlich sehr leicht einen häßlichen
Fuß — ein schöner Fuß erscheint in
Knöpfstiefeln doppelt und dreifach häß-
lich. Keimers hatte, wie gesagt, nur
dieses ein Paar, und mußte er in
hohen Stiefeln erscheinen, so zog er
zu seinen Knöpfstiefeln ein Paar schwarz-
lederne, bis an das Knie reichende
Gamaschen an, und fertig war die
Verwandlung.

Mit dieser Stiefelmetamorphose
mußte Keimers auch in der Rolle, die
er sich zu seinem Benefiz ausgewählt
hatte, auftreten. Nicht leicht ist die
Wahl eines Stückes für den Benefizian-
ten in einer kleinen Stadt — ist das
Stück ganz unbekannt, so sagt sich
Jeder: „Das kennen wir nicht, wir
wollen erst einmal abwarten, wie es
ist.“ Ist das Stück alt, so sagt Jeder:
„Was, solch altbekanntes Stück? Das
haben wir ja schon einmal gesehen,
dafür geben wir unser Geld nicht zum
zweiten Male aus!“ Das Resultat ist
in beiden Fällen dasselbe: das Haus
bleibt leer.

Der Benefiziant kämpfte einen schwe-
ren Kampf, welche Rolle er wählen
sollte, ja er sich endlich für den „wilde
Reutlingen“ in dem gleichnamigen
Lustspiel von Moser und Trotha ent-
schloß. Geschickt verfaßte Notizen im
Tageblatt erweckten die Neugier des
Publikums, die erkauchten Bewohner
des Städtchens lasen, daß Friedrich
der Große in höchst eigener Person auf
der Bühne erscheinen würde, Se. Majestät
der Kaiser hatte dieses allergnädigst er-
laubt, ja es ging sogar das Gerücht,
daß der Krüstkod und die Uniform des
alten Fritz aus dem Hohenzollern-Mu-
seum entliehen seien. Keimers hatte
sich in seiner Berechnung nicht geirrt,
diese Notizen zogen und schon im Vor-
verkauf waren die sämtlichen Plätze
vergriffen. Der Herr Direktor rief sich
die Hände und der Benefiziant rief sich
den Magen — dem sollte heute Abend
ein doppeltes Bestheat gut thun. Nach
Abzug aller Kosten kamen auf seinen
Anteil fast zweihundert Mark, so viel
Geld hatte er seit seiner Ewigkeit nicht
gesehen, nun konnte er nicht nur einige
drückende Schulden bezahlen, sondern
auch seine Garderobe etwas auffrischen.
Und dazu gehörte in erster Linie, daß
seine Stiefel, deren Sohlen durchge-
laufen und deren Laßspitzen an den
Seiten geplagt waren, ausgebessert
wurden.

Als er von der letzten Probe, auf der
er von dem glänzenden Kaiserresultat
gehört hatte, fortging, galt sein erster
Besuch dem Schuster.

„Kann ich die Stiefel bis um 5 Uhr
heute Nachmittag wieder in der Woh-
nung haben?“ fragte Keimers, und
der Schuster versprach, die Stiefel
gleich aus der Wohnung des Schau-
spielers abholen zu lassen und sie spä-
testens um 4 Uhr schon für und fertig
zurückzuliefern.

Aber die Stiefel waren weder um
4 Uhr noch um 5 Uhr wieder in der
Wohnung, in der der Schauspieler er-

Der Sonntagsgast.

regt und beunruhigt in großen Fül-
schrauben auf und ab ging.

Um 7 Uhr fing das Theater an, um
6 Uhr mußte er in der Garderobe sein
und jetzt war es gleich 10 Uhr. Sein
erster Gedanke war, zu dem Schuster
zu eilen und diesen zur Rede zu stellen,
aber die Ausführung scheiterte daran,
daß er kein zweites Paar Stiefel anzu-
ziehen hatte. Er konnte doch nicht in
Sohlen über die Straße gehen — aber
in Morgenschuhen; ja, wenn er noch
ein Paar leberne gehabt hätte! aber
seine waren aus Filz und dunkel tonn-
ten sie sich der Zeit entsinnen, da auch
sie einmal jung und schön gewesen
waren.

Es schlug halb sechs.

In seiner Roth wandte er sich an
seine Wittbin, eine hübsche hättliche
Wittwe, die die Hälfte ihres Herzens
an ihren Niebher verloren hatte, und
dies, eine resolute Frau, versprach
ihne: „Das ist ja unerhört, Herr Kei-
mers, was Sie mir da sagen, aber
wissen Sie was? Ich laufe schnell hin
zum Schuster, es sind nur einige
Schritte, und bringe Ihnen die Stiefel
mit, verlassen Sie sich darauf.“

Sie eilte davon und nach einer guten
Viertelstunde kam sie schon zurück:
„Nein, aber so was, Herr Keimers!
Nein, ich habe dem Mann aber keinen
Standpunkt klar gemacht, er hat Dinge
von mir zu hören bekommen, Dinge —
nee, die Rede, die ich ihm gehalten
habe, steht er sich nicht hinter den Spie-
gel!“

„Ja, das ist ja eben die Geschichte,
die sind natürlich noch nicht fertig.“
Er rang verzweifelt die Hände: „Aber
liebste Frau, warum haben Sie die
Stiefel denn nicht so mitgebracht, wie
sie waren?“

„So wie sie waren?“ fragte sie er-
staunt, „ohne Sohlen? Was wollen Sie
auf der Bühne mit ein Paar Stiefel
ohne Sohlen?“

Er taumelte zurück: „Was, ohne
Sohlen?“

„Ja, gab sie entrüstet zur Antwort,
„denken Sie sich nur, die hatten sie
gerade in dem Augenblicke abgeriffen,
als ich kam, aber in einer Stunde sind
sie fertig, er schickt sie ins Theater, er
hat es mir geschworen und ich habe ge-
droht, ihm die Augen auszutreiben,
wenn er nicht Wort hält; er kennt mich
und weiß, daß ich in solchen Dingen
nicht scherze.“

„Das ist alles sehr schön und sehr
gut, liebste Frau,“ entgegnete der
erregte Mime, „aber was soll ich
machen, ich muß jetzt ins Theater und
ich habe keine Stiefel.“

Einen Augenblick dachte die Wittve
nach, dann sagte sie: „Wissen Sie was?
Ziehen Sie sich Ihre Gummischuhe an,
es ist schon dunkel auf der Straße,
es sieht kein Mensch, daß Sie keine
Stiefel darin anhaben. Und im Uebri-
gen verlassen Sie sich auf mich, ich
gehe, bevor ich ins Theater komme,
noch einmal beim Schuster vor — um
dreiviertel auf sieben sind die Stiefel in
Ihrer Garderobe.“

„Ihre Garderobe“, das klang sehr
stolz und vornehm — in Wirklichkeit
aber war für die ganzen Herren nur
eine einzige Garderobe da, und in dieser
herrschte schon das reine Ameisengewim-
mel, als Keimers endlich erschien.
Freundlich und herzlich wurde er von
seinen Kollegen begrüßt, er war ja der
Held des Abends, und alle hofften, daß
er sie nach beendeter Vorstellung zu
einem Glase Bier einladen würde. Der
einzige, der bereits mit der Toilette
fertig war, war der „alte Fritz“, er trat
zuerst in den letzten Akt auf, aber er
wollte sich durch ein fleißiges Studium
noch das Schnupfen, das Zuschlagen
der Tabakdose und den Gang des
großen Königs mehr zu eigen machen.
Endlich war auch der Letzte angezo-
gen, die letzte Perrücke aufgesetzt, und
alle Schauspieler standen auf der Bühne,
einer nach dem anderen durch das Loch
im Vorhang lebend. „Kinder, ist das
eine Fülle,“ sagte da die Soubrrette, die
den Fürstlich spielte, „vor so viel Men-
schen geniere ich mich ja in diesem Auf-
zug.“ und kokett drehte sie sich auf den
Abfüßen, um sich in ihrer kleidsamen
freidericianischen Uniform von allen
Seiten bewundern zu lassen.

Die Musik hatte ihren Marsch be-
endet, das erste Klingelzeichen war ge-
geben, da stürzte „der wilde Reut-
lingen“ in voller Uniform, aber ohne
Stiefel auf die Bühne.

an den „wilden Reutlingen“: „Ich ver-
lange Aufklärung.“

Die wurde gegeben, aber damit
waren die Stiefel noch nicht da.

Der Direktor war ein Mann der
That. „Wo ist der Theaterdiener? Er
soll sofort hinlaufen und die Stiefel
holen.“

Der Theaterdiener fürmte davon,
und gleich darauf erschien im Orchester-
raum ein kleiner Junge und rief dem
Leiter der Kapelle zu: „Noch ein Stück
Musik.“

Man hatte die Worte im ganzen
Theater vernommen, und ein lautes
Holloh ertönte, als die Musik „die
blaue Donau“ intonierte.

Als der letzte Ton verhallt war,
stürzte der Theaterdiener athemlos auf
die Bühne: „Der Schuster sagt, die
Stiefel mühten schon lange hier sein,
vor einer Viertelstunde hätte er seinen
Laufbüchsen damit fortgeschickt.“

Sie mußten da sein, aber sie waren
nicht da.

Zwischen dem Direktor und dem
Benefizianten fand eine Aussprache statt,
die an Deutlichkeit nichts zu wünschen
übrig ließ.

Das Publikum hörte das laute
Sprechen auf der Bühne und fing an,
ungeduldig zu werden, und schnell zog
der Direktor aus seiner Rocktasche die
Glocke und klingelte zum zweiten Male.
Wie auf Kommando wurde es still im
Zuschauerraum.

„Aber so haben Sie doch Mittel,“
bat der Liebhaber. „Sie können doch
nicht anfangen lassen!“

„Soll ich etwa das Publikum wieder
nach Hause schicken, das Entree zurück-
zahlen, wo ich endlich einmal Ruhe
habe? Ich denke nicht daran —
gepielt wird, mit oder ohne Stiefel, die
ganze Sache ist Ihre Schuld, warum
sind Sie so eitel und wollen mit heilen
Stiefeln kommen! Haben die kaputen
es so lange gehalten, hatten sie auch heute
Abend noch gehalten.“ In den ersten
Szenen treten Sie ja nicht auf, sehen
Sie zu, woher Sie bis dahin ein Paar
Stiefel haben, leihen Sie sich welche.“

„Aber mir passen doch keine an-
deren.“ jammerte der Aermste.

„Mir ganz egal,“ donnerte der Ge-
strengte, „dann spielen Sie in Gummis-
chuhen oder machen Sie, wie Sie
wollen. Sie können aber lange war-
ten, bis ich Ihnen jemals wieder ein
Benefiz bewillige! Wir fangen an.
Auf die Plätze, eins, zwei, drei. Vor-
hang hoch!“

In einer Stimmung, die nichts an-
deres als Selbstmordgedanken aufkom-
men ließ, lebte „der wilde Reutlingen“
an einer Coullie. Was sollte werden?
Wie sollte er vor das Publikum treten?
Die erste Scene war vorüber, immer
näher kam der Augenblick, in dem er der
Spitze seiner Offiziere in das Klo-
ster stürmen sollte, dessen Bewohner aus
Furcht vor den Preußen geflohen waren
und in dem nur eine junge Dame mit
ihrer Jofe zurückblieb. Was sollte wer-
den?

Da, in der höchsten Roth kam ihm
ein rettender Gedanke, und als er, von
dem Beifall des Publikums begrüßt,
auf der Scene erschien, stürmte er nicht,
wie die Rolle es vorschreibt, wild herein,
sondern er kam langsam, eingestrichelt
den Krüstkod des alten Fritz, einber-
gegangen, die Hände in Gummischuhen,
die mit Füchern umwickelt waren. Da
erklärte er die junge, schöne Bewohnerin
des Schlosses und improvisierend sagte
er: „Versieht, mein Fräulein, daß ich
so vor Euch erscheine. Ich bin bleich,
ich stürzte mit dem Pferde, verzeiht,
wenn ich mich sehe.“

Niemand ahnte im Publikum, was
los war, Niemand kam auf den Gedan-
ken, daß es sich um eine Improvisation
handelte. Anbäuhliche, theilnehmende
Stille herrschte im Zuschauerraum, als
sich „der wilde Reutlingen“ ähndend
und höhnend auf einen Sessel niederließ.

„Das hab' ich gut gemacht,“ sprach
er frohlockend zu sich selbst, und wollte
eben mit dem von den Dichtern vorge-
schriebenen Text beginnen — da ertönte
die Frage an sein Ohr: „Herr Keimers,
soll ich ihre Stiefel in die Garderobe
bringen?“ und neben ihm stand ein
Schusterjunge, seine heiß ersehnten
Stiefel in den Händen.

III Heil.

Eine Kadifahrer-Humoristik von L. K. et a.

„Ich laufe mir ein Kad.“

Wer Lust hat, sich auf das Eklatan-
teste von der „Bosheit der leblosen
Dinge“ zu überzeugen, dem rathe ich,
hinguzugehen und desgleichen zu thun.

Ich bin noch heute fest überzeugt,
daß mein Kad einen Willen hatte, denn
was ich auch immer wollte, wir stimm-
ten niemals überein, und jedesmal legte
das Kad seinen Willen durch und
brachte mich, seinen unglücklichen Herrn,
in die denkbarsten Ungelegenheiten oder
gab mich schonungslos der Väterlichkeit
preis.

Schon während ich lernte, war ich der
Abkueh meines Lehrers und die ganze
Freude meiner Lerngenossen. Nie ging
es in der Reimbahn so lustig zu als
menn ich „Stunde“ hatte; die anderen
konnten dann gewöhnlich nicht fahren,
theils weil sie wie eine Reihe boshafter
Krähen an den Seiten herumfliegen und
vor Lachen trachten. Zwischen meinem
Lehrer und mir begann dann eine für
mich höchst peinliche Kappelgerei, denn
so wie er mich los ließ, fuhr ich sofort
auf ihn zu und erreichte immer einen
ungewöhnlichen Erfolg; entweder rief ich
ihm den Kad vom Leibe oder fuhr ihm
über die Gelenke oder attakirte ihn trop
seiner Flüchtens auf das Verabachungs-
würdigste. Das heißt, der Dämon,
mein Kad that dies alles, ich selbst hatte
keinerlei Theil an der bösen That. Voll-
kommen zerknirscht und den Ecken im-
mer wieder um Verzeihung bittend,
verließ ich dann die Bahn, verfolgt von
dem schallenden Hohnlächler der Ge-
nossen und spießrutenlaufend durch
eine Reihe „Jaungäste“, welche die
Rasen platt an die Afsächer der Holz-
bude gedrückt, meine Niederlagen regi-
strirt hatten und sich grinsend in die
Seiten pufsten, wenn ich durch sie hin-
durch mußte.

Sicher wäre ich der Sache bald über-
drüssig geworden, denn an meinem
ganzen Leibe gab es kaum ein Gliedchen,
das von den Krühen der Mutter Erde
nicht grasgrün oder violett geflimmert
hätte, doch mich hielt ein starker Beweg-
grund. „Ou est la femme?“ ist ein
bekanntes Juristenwort, und auch hier
war es eine Frau oder vielmehr ein
Fräulein, um die ich täglich von neuem
den Kampf mit dem Drachen — wollte
sagen „Kade“ — aufnahm. Ella ran-
delte.

Fast jeden Morgen fuhr sie auf einem
blyblanken, weiß lackirten Kade die
Promenade hinaus, und ich, der im
Ballsaal zu schüchtern gewesen war,
mich der heimlich Angebeteten zu er-
klären, hoffte in der Ungezogenheit
und dem Alleinsein in der Natur, mir
ein Herz zu fassen. Vielleicht kam mir
eine Gelegenheit dabei zu Hilfe, sie
konnte fallen, und ich konnte sie auffan-
gen, sie konnte belästigt werden, und ich
konnte sie befreien. Vorläufig aller-
dings fiel ich, und meine Kunst hätte
ih. Ratt Thranen der Angst zu
troden, eher Thranen des Lachens
entloßt. Aber das sollte schon alles
anders werden.

Alle Dinge haben ein Ende, also
auch meine Lebreit. Nachdem ich in
der Bahn leidlich fahren konnte und
mein Profestium im Abenddämmer auf
einsamer Landstraße leidlich bestanden,
wurde ich „losgefassen“, allerdings mit
dem dringenden Rath, noch wochenlang
auf wenig belebten Wegen zu aben.

An einem Sonnamorgen im
wunderwundern Monat Mai machte ich
meinen ersten Ausflug.

In wehmüthiger Erinnerung an die
ersten Warnungen meines Lehrers
wollte ich den sehr belebten Platz, in
dessen Nähe ich wohnte, vermeiden und,
ih. nur seitwärts streifend, eine stille
Gasse zur Ausfahrt benützen. Das
wollte ich! Mein Kad aber wollte an-
ders, und zu meinem betäubten Erstaun-
en trug es mich mitten über den Platz.

„Wie Gott will,“ dachte ich ergebungs-
voll, wenn es mir nur gelingt, der
Ferdedahn anzuzweihen, dabei fuhr
ich schon schnurgerade auf sie zu, es
mußte rein mit Hererei zugehen. Die
Zufassen des vollgepöckten Wagens
schrien, der Kutscher vollführte mit
Lauten einen Höllenpektel, alles um-
floss; Gott, ich wäre ja so gern ausge-
wichen; im nächsten Moment flog ich
mit furchtbarer Vehemenz dem braven,
biden Schimmel, der vorgepöckelt war,
an den Hals und hielt ihn fest um-
fammert, während ihm mein Kad in
die Beine fuhr. Die Leute schrien,
suchten und verwünschten mich, der
Schimmel, das brave Thier, stand zum
Glück still, obgleich es zitterte und bebte,
der Kutscher suchte, der Schaffner
suchte, und Beide pufften und knufften
mich von dem Pferd weg und wieder
auf die Beine. Dann fuhr der Wagen
weiter, ein paar Kadfahrer flogen mit

lachendem „Alles heil?“ an mir vor-
über, und die Umstehenden, die mit
Schimpfen, mißbilligendem Kopfschüt-
teln und verächtlichem Achselzucken sich
reichlich bei der Affaire betheiligt hat-
ten, verzogen sich, nicht ohne mir an-
zügliche Redensarten nachzurufen. Ich
sah auf und fuhr weiter. Diesmal ge-
lang es, in eine stillere Gasse zu kom-
men. O Gott, da öffnete sich plötzlich
ein Thor, und wie eine Horde Wilder
stürzte eine Schaar Schuljungen in die
Freiheit. Wenn das mein Kad nur
nicht übel nimmt! Ich fuhr im schnell-
sten Tempo, schon verflingt das Schreien
und Johlen hinter mir, da — mit
eleganterm Bogen fuhr ich gerade über
ein kleines weißbuntes Käpchen, das zu
Füßen eines unglücklich dicken Meg-
germeisters friedlich im Sonnenschein
spielte.

Es mauzte bloß noch einmal jämmer-
lich, dann streckte es alle Beine von sich.
Der Megger sprach kein Wort. Er sah
mich bloß an. In diesem Blick sprach
mehr Verachtung und Hohn als Worte
ausdrücken könnten. Ich stand mit ab-
gezogener Mütze wie ein besogener Bun-
del vor ihm, die Ohren brannten mir
vor Scham.

„Es thut mir schrecklich leid,“ stam-
melte ich, „ich hab's wahrhaftig nicht
mit Willen gethan.“

„Wenn ma halt noch mit sabre kann,“
begrann der Megger.

„Ich kann, ich kann sehr gut,“ log
ich froh. „Aber die Sonne blendete
mich, und da sah ich das Thierchen
nicht; sehen Sie so leid es mir auch ist,
lebendig kann ich das Miesel nicht mehr
machen; kommen Sie, trinken Sie 'ne
gute Flasche Wein mit mir, dann ver-
gessen wir das Malheur!“

Der Megger nickte mehrmals würde-
voll; ich sprach ihnen seine Sache
nicht. Dann band er die weiße Schürze
auf, deutete auf ein Haus und meinte
zweideutig: „Der Varenwirth hat den
besten!“

Wir gingen also zum Varenwirth.
Der Wein war hübsch theuer, aber we-
nighens war er gut. Mein Dider-
trank dreiviertel der Flasche und thaute
dann etwas auf. Er meinte dann,
nun müsse er wieder ins Geschäft, und
er danke auch schon. Darauf schloß er
ein Auge, schlug mich dert auf die
Schulter, und seinem Mund entquollen
die denkwürdigen Worte:

„Wenn ma jetzt wüßt, wem das lau-
fige Vieh gehört hat!“

„Was — die Kage gehörte nicht Ih-
nen?“ schrie ich.

„I wol!“ meinte er gemüthlich.
„Jetzt macht halt, daß Ihr fortkommt,
eh' Standal wird, wenn der Eigentüm-
mer kommt.“

Bestickt bestieg ich mein Stahlross;
so was kann bloß mir passiren. Drei
Mark lofete der Wein. Abgegeben
dabon, daß mich nachher noch ein Schup-
mann aufschrieb „wegen todesgefähr-
lichen Fahrens“ und daß ich in einen
Korb Eier fiel, den ich mit sechs Mark
zu bezahlen hatte (das Schimpfen der
Gierfrau war gratis), kam ich ohne
weiteren Unfall, endlich — endlich! auf
die freie Landstraße.

Mein Kad hatte große Lust, die
weißen Chaußeesteeine als Hindernisse
zu betrachten und zu „nehmen“; auch
wollte es mich gern an den Eberschen-
bäumen abladen. Aber diesmal legte
ich mannhafte mit schöner Energie mei-
nen Willen durch, und einen ganzen
Kilometer fuhr ich ohne Abenteuer. Da
faule mir etwas entgegen. Sah ich
recht? Ella auf ihrem Kad mit allen
Zeichen des Entsetzens, den rothen Hut
im Nacken. Und dann sah ich hinter
den Büschen ein schauerndes Unge-
heuer, das sie mit gefremtem Haupt ver-
folgte. Der Bulle hatte den rothen Hut
wohl übel genommen. Die große Ge-
legenheit war da! Der Bulle nahm den
neuen Gegner an, er pflanzte sich mit
auswärts gestemmten Beinen auf und
hielt mir, in der liebenswürdigen Ab-
sicht, mich zu spielen, die Hörner ent-
gegen. In diesem Augenblick war alles
vergessen — Liebe, Geldmühen, Ge-
legenheit — ich hatte nur einen Gedan-
ken: Flucht. Schnell vorbei und ins
Weite; mochte kommen was wollte.
Das wollte ich, mein Kad wollte an-
ders. Es führte mich im tempo
allegro furioso gerade dem schau-
nenden Höllenrachen entgegen. Im
nächsten Augenblick flog ich hoch in die
Luft und landete im eleganten Bogen
auf einem Aderfeld. Von allen Seiten
eilten Landleute zu Hilfe, und ihren
berendeten Kräften gelang es, das wil-
dende Thier zu fesseln, das unterdessen
mein Kad als Fangball benutzte und es
dann getrampelt hatte; nett sah es
aus.

Nachdem sie den Bullen hatten, stel-
len sie sich bewundernd vor mich.
„Donnerwetter, das war gepufft!“
meinten sie mit höchster Anerkennung.
Mir war noch etwas dumm im Kopf,
deshalb blieb ich sitzen, auch als eine

schlanke Gestalt herbeieilte, meidend bei
mir niederkniete und mir tausendmal
dankte, daß ich ihr durch meinen todes-
müthigen, tollkühnen Wagenritt (hier
spitzte ich die Ohren) das Leben gerettet
habe. In meinem Dusef drückte ich sie
ans Herz und versicherte ihr, daß ich
gern hundert Rader und hundert Leben
für sie hingeben würde. Sie küßte mich
wieder, und holz an Gliaz Arm hump-
pelte ich bis zum nächsten Ort, von wo
ums ein Wagen als Brautpaar der
Heimath zutrug. Das Kad war, Gott
sei Dank, unreparierbar. Ella wollte
nicht mehr fahren, sie hatte zu arge
Angst ausgestanden. Ihr zu Liebe ver-
sicherte auch ich, doch mein Ruf als
schneidiger, tollkühner Fahrer steht seit-
dem fest. Im Besitz des lieblichsten
Brautpaares rufe ich allen Mitbürdern
ein jubelndes „All Heil!“ zu.

Verfehltes Kombliment.

Auf einem Landgut bei Otesfen
lebte um's Jahr 1720 ein Herr Eber-
hard Ludwig Schlaaf, Willoniar und
Diplomat, der allerdings von der feinen
Lebensart, welche den Vertretern dieses
Berufes eigen zu sein pflegt, wenig ab-
betommen hatte, vielmehr den besten
Vegweis dafür lieferte, daß es schon zu
Beginn des vorigen Jahrhunderts nicht
an jener Kategorie von Menschen man-
gelt, die man mit der Bezeichnung
„Knallpros“ zu belegen pflegt. Nur
durch Geld und Ambition war es ihm
denn auch schließlich gelungen, zur
Würde eines Kurambanöverischen Resi-
denten emporzusteigen; ein Amt, das ihn
veranlaßte, ein geräuschvolles, großes
Haus zu maden, und eines Tages auch
einen wirklichen Schleswig-Holstein-
ischen Herzog an seine Tafel führte.
Diese Ehrgung brachte den braven Diplo-
maten gänzlich aus dem Hänschen.
Was an feinsten Weinen und berühm-
ten Virtuosen zu haben war, wurde zur
Stelle gebracht; Herr Eberhard Ludwig
Schlaaf schalt mit der Dienerschaft —
und zwar nicht nur vor, sondern auch
nach der Tafel —, daß es eine Art hatte;
sprach dabei aber in seiner Herzens-
freude dem Wein so eifrig zu, daß er
beim dritten Gang bereits ziemlich be-
rauscht war. In dessen bergelichen war
man bei dem Residenten schon gewöhnt;
und überdies wurde die Aufmerksamkeit
von seiner Person abgelenkt, als der
vierte Gang aufgetragen wurde. Dies
war ein Spanferkel, dessen Kopf über
und über mit den Juwelen der Frau
Residentin behängt war. Schlaaf wollte
damit der Herzogin, der einzigen Dame,
welche Diamanten trug, eine Artigkeit
erweisen, zugleich aber wohl zeigen, daß
er der Mann sei, der so was machen
konnte. Das delorirte Spanferkel
wurde vor der Herzogin auf den Tisch
gelegt und gleichzeitig intonierte die
Maus die schöne Arie: „Wie hold lädelt
dein Ebenbild.“ Da erhob sich in der
Gesellschaft ein stürmisches Gelächter,
in das Herr Eberhard einstimmt, ohne
eigentlich zu wissen, warum man lachte.
Auch wurden seiner und seiner Gattin
Gesichter bedenklich lang, als ein Gast,
der den Schalk im Nacken hatte, das
große Tranchirtmesser nahm, den kost-
baren Kopf des Ferkels vom Kumpf
trennte und ihn samt Juwelen auf
das Zimmer der Herzogin zu bringen
befahl, für welche, wie er liebenswürdig
zur Frau Residentin meinte, das Ge-
schenk ja wohl bestimmt sei. Das Her-
zogspaar weidete sich eine Zeit lang an
der Verlegenheit seiner Gattin; dann
aber ließ die Herzogin den Schweins-
kopf der rechtmäßigen Eigentümerin
der Perlen und Diamanten wieder zu-
stellen. Eberhard Ludwig Schlaaf und
seine Gattin aber hatten seitdem eine
ausgesprochene Antipathie gegen ge-
dratene Spanferkel.

Dem schönen Rhein.

Durch meine stillen Träume zieht
Das Bild vom schönen Rhein,
Und es umlächelt mein Gemüth
Wie lieber Sonnenschein.

Ich seh' die Burgen, wie sie schau'n
In seine blaue Ault,
Der Wand'rer zieht im Abendgrau'n
Vorbei mit frischem Muth.

Auf gold'ne Frucht die Sonne lacht,
Des Winters Wüchse knallt,
Und in der blauen Himmelspracht
Der Lerche Lied erthallt.

Dazwischen klingt gar wunderbar
Das Lied der Lorelei,
Der Schiffer sieht nicht die Gefahr,
Sein Schifflein springt entwei.

Die Jungfrau aber mardensöhn,
Sie singt noch immerfort,
Nach manchen sieht sie untergehn
Durch ihr bezaubernd Wort.

So nah'n im schönsten Zauberkicht
Mir Wilder, wunderlich,
O Rhein, Du alter, grolle nicht,
Daß ich Dich jetzt verlasse!

Fred Bühler.

Ein!

Frau A. Führt ihren angetrunnenen
Mann, welcher Ernst heißt, nach Hause.
Frau B. bezeugt ihr und sagt:
„Nanu, ist das wirklich Dein Mann?“
Frau A.: „Ja, es ist mein voller
Ernst!“

Poesie und Prosa.

Sie: „O, wenn ich die Schwingen
eines Vogels besäße!“
Er: „Ach, wünsche Dir das nicht!
Wenn Du welche hättest, würde sie
wahrscheinlich eine Andere bald
auf ihrem Hut tragen.“